

Republikanische Momente

Frankreich Gut vier Monate nach dem grausamen Attentat auf „Charlie Hebdo“ zerlegt sich die Redaktion – und mit ihr das Land. *Von Nils Minkmar*



Karikaturist Luz

Seit dem Anschlag vom 7. Januar ist das Redaktionskollektiv von „Charlie Hebdo“, die wenigen, die überlebt haben, zu einer tragischen Dynastie geworden, deren Schicksale, Allianzen und Entzweiungen die Franzosen gebannt verfolgen und an der sie den Zustand ihres Landes ablesen. Unmittelbar nach den Anschlägen erlebte das ganze Land einen lange nicht gekannten Moment republikanischen Gemeinsinns. Parteilinien waren auf einmal überwunden, alle waren Charlie.

Was damals ein elementarer moralischer Reflex war – man schießt nicht mit Sturmgewehren auf unbewaffnete Satiriker –, ist nun, nicht mal ein halbes Jahr danach, zum Gegenstand einer komplizierten Analyse geworden. Was damals so selbstverständlich schien, der Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls, den das ganze Land in vor Tränen blinder Sicherheit demonstrierte, zerfällt in Fragmente, die sich, je mehr Zeit vergeht und je genauer man sie sich ansieht, zu keinem Ganzen mehr fügen wollen.

Nun tobt der Streit um die Deutung der Ereignisse, um die historischen Lektionen, die aus dem Attentat wie aus den Einigkeitsbekundungen zu ziehen sind. Jeder ist bereit, im 7. Januar eine entscheidende Weggabelung zu sehen, bloß darüber, wohin die Wege nun führen könnten, herrscht Dissens.

Die Verwirrung ist so groß, dass nun, in der Rückschau, gefragt wird, wer denn Charlie überhaupt war. Und ob es ihn, diesen

anarchischen Geist, noch gibt, wenn „Charlie Hebdo“ für gut meinende Zeitgenossen in der ganzen Welt zum Symbol einer guten Sache wird, wie der Dalai Lama oder ein Eisbärenbaby.

Die wichtigsten Stimmen des Blattes sind verstummt, und die Überlebenden kommen mit ihrer neuen Rolle kaum zurecht. Der Streit unter ihnen wird öffentlich ausgetragen und von einem nervösen französischen Publikum sorgenvoll verfolgt. Potenziert werden die persönlichen Auseinandersetzungen unter den traumatisierten „Charlie“-Mitarbeitern und ihren Angehörigen durch das viele Geld, das nun, zum ersten Mal in der Geschichte des Blattes, auf die Konten von „Charlie Hebdo“ überwiesen wurde. 4,3 Millionen Euro haben die Menschen für „Charlie Hebdo“ gespendet. Das Heft nach dem Anschlag und die folgenden haben sich weltweit glänzend verkauft. Wem kommt das zugute?

Den drei Aktionären? Oder geht das Geld an alle Mitarbeiter von „Charlie“ und die Hinterbliebenen der übrigen Opfer, die, wie die beiden Putzmänner des Bürogebäudes, in dem die Redaktion beheimatet war, gar nichts mit „Charlie“ zu schaffen hatten?

Um die komplexe juristische Lage von „Charlie Hebdo“ besser zu beherrschen, hat die Redaktionsleitung professionelle Hilfe angeheuert, darunter auch die frühere Medienberaterin von Dominique Strauss-Kahn und angesehene Pariser Anwaltskanzleien. Viele fragen sich, ob dieser Umgang der richtige ist für „Charlie“. Die

FOTO: FRED KIHN / ADOCCPHOTOS / BN

Redakteurin Zineb El Rhazoui erhielt vor wenigen Tagen einen Brief der „Charlie“-Personalabteilung, in dem man ihr wegen schwerer Verfehlungen mit Kündigung drohte – einer Frau, die wegen ihres Engagements gegen die Islamisten unter Polizeischutz steht. Was ist daran noch „Charlie“? Eine Gruppe von Redakteuren warnte in einem Beitrag für „Le Monde“ vor dem „Gift der Millionen“.

Eric Portheault, einer der drei Anteilseigner und amtierender Finanzchef des Blattes, hat sich an diesem Mittwoch sogar in eine Fernsehsendung gewagt, um den Anschuldigungen aus der Redaktion zu widersprechen. Die Spenden, so erklärte er, würden über einen Treuhandfonds, dem ein Rat der Weisen vorstehen werde, den Opfern zugutekommen. Die Gewinne aus den Heften würden angelegt, um den Erhalt von „Charlie“ zu sichern. Portheault wirkte erschöpft und tief verletzt von den Anschuldigungen aus den eigenen Reihen. Er hatte die Anschläge unter seinem Schreibtisch kauern überlebt – mit seinem Hund. „Ich weiß, dass das nicht hierher gehört, aber für mich ist es sehr wichtig, dass mein Hund dabei war“, sagte er auf Canal Plus.

Ein literarisch ambitionierter Soziologe oder ein recherchefreudiger Romancier könnte über die Monate seit dem Attentat ein opulentes Sittengemälde der sich zusehends fragmentierenden und unmittelbar nach größter Fraternité schon wieder mit sich hadern den französischen Gesellschaft zeichnen. Nicht nur das Material ist vorhanden, das Publikum nimmt auch jede Deutung dieser Tage im Januar begierig auf.

Vielleicht ist auch aus diesem Grund das schwere Werk des Geisteswissenschaftlers Emmanuel Todd „Qui est Charlie?“ auf so eine überwältigende Resonanz gestoßen. Todd einer genauen Fachrichtung zuzuordnen ist gar nicht so einfach, er selbst bezeichnet sich, wenn die Sendezeit lang ist, nacheinander als Soziologe, Historiker, Demograf und Anthropologe. Sein im Übrigen sehr lesenswertes Buch ist eine Summe seiner Arbeiten und Erkenntnisse über Frankreich, denen er eine Art Aufschrei voranstellt, eine Widerrede zur großen Demonstration vom 11. Januar, zum großen republikanischen Moment Frankreichs. Todd selbst war an jenem Tag zu Hause geblieben, denn er fand es „nicht so klasse“, für das Recht zu demonstrieren, den Gott einer mehrheitlich harmlosen Minderheit zu beleidigen. An jenem Tag sah er, so beschreibt er es, das Aufblitzen eines totalitären Moments, in dem andere Stimmen völlig unterdrückt wurden.

Todd legt dar, dass es nicht ganz Frankreich war, welches damals auf die Straße ging, sondern im Wesentlichen eine alternde Mittelschicht, die ansonsten gerade jene neoliberale Politik gut findet, die den Rest ihrer Landsleute unter die Räder bringt. Wo die Fernsehzuschauer eine geeinte Republik sahen, war laut Todd eine Art Klassenkampf am Werk. Und eine Verschwörung der Eliten: Europäisch, deutschfreundlich und vom Euro begeistert, hätte die auf links gewendete, kulturell und habituell katholisch sozialisierte Mittelschicht gegen die Interessen ihrer Landsleute agiert. Damit beschreibt er ziemlich genau das soziologische Profil von Präsident François Hollande, zu dessen Wahl er – weitere Volte im nationalen Roman – noch 2012 aufgerufen hatte.

Todds Buch versetzte die politische Klasse, insbesondere die Sozialisten, derartig in Aufruhr, dass Premierminister Manuel

Valls in einem Namensartikel für „Le Monde“ eine Replik verfasste. Damit aber hatte Todd, der ein kluger Mann ist, einen taktischen Vorteil: Er konnte treffend die Frage stellen, ob der Chef der Regierung eines Landes mit einer so hohen Arbeitslosigkeit nichts Besseres zu tun habe, als Sachbücher zu rezensieren. Den Vorteil vergab er aber augenblicklich wieder, als er den vallschen Appell, mal wieder fröhlicher in die Zukunft zu blicken, mit dem „Optimismus des Marschall Pétain“ gleichsetzte.

Todd nervt und übertreibt, aber die sozialgeschichtliche Basis seiner Analyse ist nicht zu widerlegen: Hohe Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Stagnation verschärfen alle Konflikte, schüren die Unversöhnlichkeit und die Radikalisierung. Das zerrt am Nervenkostüm einer Nation, in der schon die Kinder auf die Produktion von Exzellenz getrimmt und an die kühle Logik einer Rangordnung nach Notenschnitt gewöhnt werden. Das war lustigerweise bei „Charlie Hebdo“ nie anders. Bei allem anarchischen Habitus und materiellen Desinteresse, im Inneren wurde scharfe Konkurrenz um die besten Einfälle kultiviert. Eine TV-Dokumentation aus dem Jahr 2006 zeigt, wie die schüchternen, nachlässig gekleideten Zeichner um den treffendsten, oft auch um den krassesten und riskantesten Einfall wetteiferten. Sie pflegten dabei den radikalen Stil moralischer Rigoristen, etwa was die Beurteilung von Werbung anging. Damals hatte sich „Charlie Hebdo“ im Zuge eines Gegengeschäfts darauf eingelassen, in minimalem Umfang kleine Anzeigen linker Zeitungen abzudrucken. Das war vielen schon zu kommerziell: Man sieht in diesem Film den jungen Zeichner Luz, der sich über die Hässlichkeit solcher Werbung ereifert. Die Charlies wollten eben

unangreifbar sein, autonom – und natürlich die Besten.

Nun müssen die Überlebenden lernen, ihr Leben im – wie Salman Rushdie es in seiner Autobiografie „Joseph Anton“ formulierte – gleißenden Licht einer klaren moralischen Frage zu führen. Kann das gelingen, wenn zu den eigenen, sehr hohen Ansprüchen noch die Zwischenrufe einer nervösen Nation zu berücksichtigen sind? Gründe für Zuversicht sind in Frankreich derzeit schwer zu finden. Man kann natürlich feststellen, dass allein der heftige nationale Dialog ein gutes Zeichen ist, wenn also alle überall und, wie es in Frankreich üblich ist, auch gleichzeitig reden. Aber damit nähme man die ratlos-beschwichtigende Haltung dessen ein, der ein im heftigsten Ehestreit mit Geschirr um sich werfendes Paar für die deutliche Kommunikation lobt. Die Lage ist anhaltend brisant.

Es ist Todd in vielem zu widersprechen (sind „Zombiekatholiken“ wirklich die größte Gefahr für Frankreichs Kultur? Ist Islamophobie die Vorstufe zu einem neuen Antisemitismus?), aber nicht in seiner ermatteten Feststellung, dass es „im Moment nicht so besonders gut läuft“ in Frankreich. Ernst werden könnte das Ganze, wenn Todds problematischste Diagnose größere Akzeptanz findet, dass nämlich der deutsche Einfluss, die Sparpolitik und der stabile Euro, die größte Gefahr für Frankreich darstellen. Diese Meinung teilen ohnehin schon die extreme Rechte und die Linke; deren Wortführer Jean-Luc Mélenchon hat dieser Tage ein antideutsches Pamphlet mit dem Titel „Bismarcks Hering – deutsches Gift“ veröffentlicht.

An solchen neonationalistischen Ausfällen beteiligt sich „Charlie Hebdo“ zum Glück nicht, noch werden sie nicht von der Mehrheit geteilt. Dennoch ist die Lage ernst, man tut gut daran, auch aus Deutschland zu verfolgen, wie der neue französische Familienroman entsteht.

■



Die Übersetzung der Karikatur lautet: „Nein, ich werde den Propheten Mohammed nicht mehr zeichnen!“ – „Aber sag mir: Du wirst doch weiter Marine Le Pen, Marion Maréchal und den alten Jean-Marie zeichnen? Nicht wahr?“